

GEORG MEGGLE

„Give priority to life!“

Welche Sätze für meine philosophische Entwicklung am wichtigsten waren? Keine philosophischen. Keine einzelnen philosophischen Sätze. Was mich an der Philosophie anfangs reizte, das war eher die Aura solcher Sätze. Das hat sich inzwischen geändert. Es muß schon ein besonderer Klang sein, wenn ich philosophischen Sätzen *als* solchen heute noch etwas abgewinnen soll. Inzwischen reagiere ich auf fast alles, was auf Philosophie-Aura setzt, so: Ich wende mich ab. Auch, daß Philosophisches *an sich* etwas Wichtiges sein soll, glaube ich nicht mehr. Noch schlimmer: Von vielen Philosophen – Leider auch von viel zu vielen von den analytischen! - habe ich den Eindruck, daß ihr Philosophie-Engagement nur eine hoch rationalisierte Form von Weltflucht darstellt.

Vielleicht ist, daß ich die Dinge so sehe, eine Folge der Sätze, die mich wirklich beeinflußt haben; aber es kann auch sein, daß diese Sätze nur deshalb so stark auf mich wirkten, weil ich die Dinge schon von Anfang an eben so sehen wollte. So oder so, zwei Sätze aus der Zeit meiner ersten Studienjahre waren für meinen Werdegang wohl folgenreicher als andere; und beide sind mir auch heute noch wichtig. Darum rechne ich beide zu meinen *TW*-Sätzen, zu meinen *Tiefe-Wirkung*-Sätzen. Der erste ist in dem Album „Schöne Erinnerungen“ abgelegt; der zweite macht mir immer noch zu schaffen – und wahrscheinlich kriege ich die damit verbundenen Probleme auch bis ans Lebensende nicht los. Von wem diese beiden *TW*-Sätze sind? Wie könnte ich das vergessen! Von Günther Grewendorf und Catherine Hare.

Günther und ich sind mit dem Auto unterwegs in die Toskana. Ich sitze am Steuer. Es ist spät in der Nacht. Klausen liegt bereits hinter uns. Die Sicht ist verdammt schlecht. Günther: „Soll ich mal fahren?“ Das ist der erste *TW*-Satz.

Zum zweiten: Etwa ein Jahr später. Mein Studienjahr in Oxford ist zu Ende. Ich war bei meinem Supervisor R. M. Hare zum Abschiedsbesuch eingeladen. Catherine, Dicks Frau, bringt mich zum Bus, der mich von Ewelme nach Oxford zurückbringen soll. Wir umarmen uns kurz. (Für englische Verhältnisse nicht ganz so kurz.) Der Bus hält – und während sich die Bustür hinter mir schließt, ruft mir Catherine noch nach: „Give priority to life!“

Auch wenn die Geschichte mit dem ersten *TW*-Satz noch nicht ganz abgeschlossen sein mag - ich habe sie ziemlich im Griff. Was hat Günther mit seiner „Soll ich mal fahren?“-Bemerkung gemeint? Das war mir nicht so recht klar. „Mann, fährst Du vielleicht beschissen!“; „Bist ziemlich müde, was?“; „So, jetzt bist Du aber lange genug gefahren; laß mich mal wieder ran!“; oder „Willst, daß wir mal wechseln – oder fährst Du lieber selber weiter?“ Irgendwie sowas. Aber was genau?

Das rauszukriegen, war nicht das Problem. Ich hätte Günther einfach fragen können. Habe ich aber nicht. Weil ich echt müde war, antwortete ich, alle Deutungsdifferenzen ignorierend, einfach mit Ja. Das Problem war vielmehr: Was müßte ich in dieser Situation alles wissen, um, was Günther meinte, rauszukriegen, auch *ohne* ihn zu fragen? In die Fachsprache

übersetzt: Was sind die notwendigen und hinreichenden Bedingungen für eine korrekte Erschließung von Implikaturen?

Dieses Problem, konkretisiert an Günthers Frage, beschäftigte uns die ganzen folgenden Tage. (Auch wenn wir es so nicht formuliert haben dürften. Ich glaube nicht, daß wir das Wort „Konversationsimplikaturen“ schon kannten.) Wir fühlten uns als „Dozentenln“ (in Wirklichkeit: Studenten ohne Abschluß, aber mit Lehrauftrag am Münchner Wolfgang-Stegmüller-Institut) für Sprechakttheorie (Günther) und Allgemeine Handlungs- und Verstehenstheorie (ich) für dieses theoretische Problem zuständig. Aber wir kamen mit ihm hinten und vorne nicht zurecht. „Die“ Experten waren ratlos.

Was ist an dieser Geschichte Besonderes? Für mich zweierlei: Günthers Frage war wie ein Stein, der, ins Wasser geworfen, immer weitere Kreise zog. Fast alles von den paar Dingen, die ich später in der Sprach- und Kommunikationsphilosophie gemacht habe, läßt sich als Reaktion auf unsere damalige Ratlosigkeit verstehen. Und dieser Steinwurf hatte, zweitens, den Nebeneffekt, daß selbst dann, wenn ich mich in dem ganzen Formelkram, mit dem ich dieser Ratlosigkeit gelegentlich zu Leibe rücken zu können meinte, zu verlieren drohte, ich mir trotzdem immer wieder sagen konnte, daß das Ganze auch etwas mit mir, mit (einer kleinen Episode in) meinem Leben, zu tun hat. Dieser Erinnerungs-Trick half immer wieder. Ohne ihn hätte ich es sicher nicht geschafft, meine Doktorarbeit so lange umzuschreiben, bis alles einigermaßen zusammenpaßte – sieben mal. (Natürlich war für dieses Sich-über-Wasser-Halten auch noch mehr nötig. Ohne den Beistand von Freunden und die, je nach Notwendigkeit, Geduld wie Ungeduld meines Doktorvaters wäre ich untergegangen.)

Ganz abgeschlossen ist diese Geschichte, wie gesagt, immer noch nicht. Eine wirklich ausgearbeitete Implikaturen-Theorie fehlt auch heute noch. Obwohl eigentlich alle Voraussetzungen dafür inzwischen geschaffen sind. Wie heißt es bei J. G. Herder so nett: „Theorie lag da, und sie war nicht gebraucht“. Sollte ich mal die Muße haben, die Handlungstheoretische Kommunikationstheorie und die Kommunikationstheoretische Semantik zu einer Theorie des sich zwischen den Zeilen Verständigens, der Implikaturen eben, zusammenzuschnüren, klar, an wen dieses Päckchen mit dem Eintrag „Zur Erinnerung an den“ als erstes geschickt würde. Soviel zu meinem ersten *TW*-Satz.

Der zweite *TW*-Satz, „Give priority to life!“, macht natürlich sehr viel mehr her als die „Soll ich mal fahren?“-Bemerkung. Er stellt keine Frage, ist vielmehr ein Musterbeispiel dessen, was wir nach Hare's (Catherines Mannes) Terminologie als „präskriptiv“ bezeichnen. Der Sprechakttyp war klar: Catherine wollte mir noch einen Rat auf meinen weiteren Lebensweg mitgeben. Auch *wie* sie das sagte! Sie mochte mich – und ich spürte, daß Sie wollte, daß ich auch merke, wie wichtig ihr es ist, daß ich ihren Rat auch ja nicht vergesse! Natürlich nicht! So viel kam damals zusammen. Der M.A. war gemacht; das Oxforder ‚Exil‘ war zu Ende; am Himmel über München, wohin ich zurückkehren würde, strahlte ein Stern, dem ich folgen wollte. Als der Bus abfuhr, wußte ich: Eine neue Etappe meiner Lebensreise beginnt. Dies alles gehört zu Catherine's „Priority!“-Zuruf dazu.

Aber was muß ich tun, um Catherine's Rat zu befolgen? Was ist ihm zufolge richtig? Was falsch? „Give priority to life!“ Was meinte Sie damit?

Mit dem nächsten Bus nochmal nach Ewelme fahren und Catherine fragen, was sie damit sagen wollte? Das wäre total daneben gewesen. Nicht nur, weil das nicht die feine englische Art gewesen wäre. Nein, es ging gar nicht um eine Implikatur. Was sie mir hatte sagen wollen, hätte sie, das wußte ich, in keiner Hinsicht anders besser sagen können. Der Satz traf

mich ins Herz. Und genau das sollte er. Nachzufragen wäre ebenso dumm gewesen wie die „Wie meinst Du das?“-Reaktion auf ein „Ich liebe Dich“. Anders als eine Liebeserklärung hat der „Priority“-Satz durchaus etwas Kognitives in sich. Er enthält sowas wie: *Wenn Du's gut machen willst, dann: Give priority to life!*

„Priority of life in relation to what?“, ging es mir die ganze Busfahrt über durch den Kopf. „Das Gegenteil von Leben wäre ...?“ Nein, selbstmordgefährdet hatte ich auf die beiden Hares sicher nicht gewirkt; auf Dick vielleicht eher etwas zu lebendig. Der hatte für alles eine passende Philosophie parat. Beim Nachmittagstee hatte er mit einer Fliegenklatsche eine Wespe erledigt – und schon folgte die scharfsinnigste präferenzutilitaristische Rechtfertigung. Er konnte einfach nicht anders. So zu leben und zu denken war mir schon damals fremd. Ob Catherine das gemerkt hatte? Sicher. Zwischen zwei Schlückchen Tee dozierte Dick über seine Differenzen mit Philippa Foot, wies dieser in 5 Minuten 2 Mißverständnisse, einen Fehlschluß und noch 3 oder 4 Unklarheit nach ... ich holte tief Luft, schaute Catherine an – und sie verstand. Wie gut, daß ich mich nicht zu verstellen brauchte. Daß ich Dick verehrte, wußte sie ja. Welches Glück für ihn, einen solchen Engel an der Seite zu haben! Das Leben ohne sie – „a night of bad dreams“, so R. M. Hare selber. (Zitiert in dem Nachruf des *Guardian* vom 1. Februar 02.)

War es dies? Der Engel Catherine, mehr als eine Lebensform erfassend, meinte einfach „Werde nicht wie er!“? Ja, ich glaube, da ist etwas dran. Wohlgemerkt: Damit nicht den einen von uns kritisierend. Nur als ein: So zu werden wäre nichts für *Dich!*

Heute muß ich ihr, *falls* sie das gemeint haben sollte, einfach Recht geben. Die ersten Jahre danach wollte ich das freilich nicht wahrhaben. Ich meinte, wer ein Philosophenleben führen wolle, *müsse* so werden wie R. M. Hare. Und so wollte – oder besser: konnte – ich nicht ausschließen, daß, was sie eigentlich sagen wollte, dies war: „Werde *Du* lieber nicht Philosoph!“. Daher glaubte ich, zwischen einem Philosophenleben und einem echten wählen zu müssen – was nur dazu führte, daß Selbstzweifel beide Alternativen blockierten.

Natürlich habe ich immer wieder versucht, hinter Catherines Priority-Ruf auch noch diesen oder jenen tieferen Sinn zu entdecken. Auch jetzt noch. Denke ich auf meiner Lebensreise gelegentlich über den Sinn dieser Reise nach, so kommt mir stets jener Abschied an der Bushaltestelle von Ewelme in den Sinn. Catherines Ruf begleitet mich – ebenso wie Und angesichts dieser Dinge kommt mir dann die Beantwortung der Sinnfrage (als einer philosophischen Frage) gar nicht mehr so dringlich vor.

Wie ich von den erwähnten Selbstzweifeln loskam? Das wäre eine neue Geschichte. Sie begänne ebenfalls mit einer Abschiedsszene. Diesmal auf dem Bahnhof in Münster. Die Rollen sind vertauscht. Ich bin der Verabschiedende. Und der direkt auf unsere „Also dann, bis auf Valö!“-Verabredung folgende und wiederum nicht nur mein Philosophen-Leben prägende nächste *TW*-Satz wäre: ...